

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

1 (1.1.1931) Neujahrs-Beilage. Jahreswende

JAHRESWENDE

1.9.3.0

NEUJAHR-S-BEILAGE / KARLSRUHER TAGBLATT

1.9.3.1

Drei Minuten vor Zwölf

Von Georg Hirschfeld

Alwin Wettermann war ein Künstler, aber er lebte eigentlich nicht in der Kunst. Dies war möglich, obwohl man ihn einen Fanatiker seiner Arbeit nennen konnte. Der ganze Tag war ihm in Tätigkeit eingeteilt. Um sechs Uhr wachte ihn die Mutter, dann malte er bis halb acht Uhr, keine Minute länger, von acht Uhr bis 1 Uhr unterrichtete er als Zeichenlehrer in einer Knabenschule. Nach zwanzig Minuten Essenspause arbeitete er mit seinem Freunde an Kunstwerken. Da er heute außerdem noch seine Theorien über Leben und Kunst entwickelte, erschien Alwin Wettermann meist erst um neun Uhr abends bei seiner Mutter, als wie ein Löwe, den man endlich füttern mußte, und radierte dann noch bis Mitternacht. Es war ein aufreibendes Leben, aber Alwin Wettermann hatte Nerven aus Stahl. Die etwas beschränkte, gute Mutter konnte nur flagen, den Zusammenhang nicht verstehen. Ihr Sohn, in dessen Künstlerium sie sich sonnte, war ein Weltmensch. Seine Jugend hatte unter dem Druck der Kriegszeit gestanden, der Vater, der vierzig Jahre Beamter gewesen, hatte ihm keine ganze Bedanterie hinterlassen, zugleich lebte aber auch der sentimentale Schwarm der Mutter in ihm. Er vertiefte sich mit seiner etwas dünnen Dialektik zu endlosen Theorien, und war von der Praxis beiseite, in kurzer Zeit ein unabhängiger Mensch zu werden. Er sah den Sinn des Lebens, wie es um ihn herum spezialisierte, nur im Besten. Ein nativer Zynismus machte im Handumdrehen aus dem kommunistisch angehauchten Künstler einen egozentrischen Kapitalistensohn.

„Du läßt dir keine Zeit zum Leben“, seufzte Frau Wettermann. „Amerika“, war Alwins Antwort. — „Was bedeutet denn das nun wieder?“ — „In einem Jahr werde ich mich drüben sehen, Amerika, Japan oder auch Indien. Dann bin ich kein Hungerleider mehr.“ Das sagte Alwin beim vierten Knödel, dann mach ich keinen Knäuel mehr. Den mach ich übrigens ganz bewußt, weil nur Knäuel Geld einbringt. In einem Jahr gehöre ich zu den höchst bezahlten Malern auf dem Geldmarkt.“ Er stand auf, denn er hatte schon wieder keine Zeit mehr. Seufzend ließ die Mutter ihn bei der Arbeit.

Am nächsten Abend kam Alwin erst um zehn Uhr heim. Er erklärte schon in der Tür, bevor er den Mantel auszog: „Ich muß betrauern, Mutter!“ Die schlug die Hände zusammen. Nie noch hatte er von den Frauen gesprochen. „Aber Alwin? Jetzt schon — mit einem Mal? Kannst du denn eine Frau ernähren?“

„Selbstverständlich. Verdienere genug für zwei. Hatte bloß noch keine Zeit mich umzusehen. Geld braucht sie nicht zu haben, aber hübsch muß sie sein, sehr hübsch. Das ist die Hauptsache. Weist du keine?“ Nein, die arme Mutter wußte so plötzlich keine, obwohl sie schon manche Braut für ihren einzigen erträumt hatte. Alwin sah sie noch abwartend mit seinen runden Fratzenaugen an, dann schlug er die Tür hinter sich zu und war wieder bei seiner Arbeit. Es verging nur eine Woche, dann hatte man eine Hausgenossin, die erste Pensionärin, die Frau Wettermann zu sich nahm. Fräulein Lotte Griebel war aus Jülich, die Tochter einer alten Freundin, und wollte in München Malunterricht nehmen. Als sie eingetroffen war, konnte die Mutter nur diese Tatsachen mitteilen. — Alwin fiel ihr schon ins Wort: „Ist sie hübsch?“ — „Ja, ich finde sogar sehr.“ — „Gut gewaschen?“ — „Wie eine Tanne.“ — „Gut, bis 7 Uhr 30 male ich, werde sie mir dann ansehen.“ — „Wein, Fräulein Lotte dann schon aufgefunden ist, lieber Junge.“ Er fing sie ab, als sie in die Badstube lief. Abends um elf Uhr trat er an das Bett seiner Mutter und erklärte der Schlaftrunkenen mit dumpf entschlossener Miene: „Ich heirate Lotte Griebel!“ — „Aber Alwin, mein Gott — du kennst sie ja noch gar nicht!“ — „Doch, habe sogar ihre Stimme gehört. Bardongel, hat sie gerufen. Sage mal: Sprichst sie süßlich?“ — „Ein bisschen.“ — „Na, darüber kommt man hinweg.“ — „Aber ich bitte dich, schon Schiller sagt: „Dum wüßte, wer sich ewig bindet.“ — „Mir egal, was Schiller sagt. Das Mädchen ist hübsch, hat Interesse für Kunst. Gute Familie. . . Wenn sie dumm ist, um so besser.“ Er ging wieder in sein Arbeitszimmer, kam aber noch einmal zurück: „Morgen ist Feiertag. Da werde ich mich mit Lotte Griebel beschäftigen. Einen Tag kann man drangeben.“ Die Beschäftigung bestand aus einem Vortrag über moderne Kunst, dem er dem jungen Mädchen während des Frühstückes hielt. Lotte kam nicht zu Worte, und was sie selbst in München suchte, schien überflüssig zu sein. Mit halb andächtiger, halb verpönderter Miene hörte sie zu. In ihren braunen Augen konnte Alwins Mutter lesen, daß der junge Mann sie mehr ersehnte als entzückte. Er entsprach gewiß nicht ihrem Geschmack, aber sie war aus Jülich und die großstädtisch-selbstbewußte Erfahrung imponierte ihr. Raum hatte Lotte Griebel den letzten Schluß Kaffee getrunken, als Alwin sie schon in der Pinakothek trieb. Sie genierte sich auf der Straße, denn sie war sehr schlau und elegant und (äußerlich) ätherisch, während Alwin Wettermann ein forpultenter Stöpsel mit grimmigen Augen war. Erst am nächsten Abend konnte die Mutter ihn wieder erwischen: „Nun? Wist du von Lotte Griebel zurückgekommen?“ — „Im Gegenteil. Habe ich mit ihr geredet.“ Frau Wettermann wich zurück: „Wahrhaftig?“

Zwischen Hirten und Königen

Eine Betrachtung zur Jahreswende von E. F. Krehbiel

Man weiß, daß der Tag des Jahresendes nach Papst Silvester benannt ist, der Kaiser Konstantin getauft haben soll. Man weiß, daß der Monat Dezember seinem Namen nach nicht der zwölfte, sondern eigentlich der achte Monat im Jahre ist. Man weiß weiterhin, daß andere Zeiten und Völker — das Judentum, Rußland und der Orient noch heute — Jahresanfang und -Ende auf einen ganz anderen Tag verlegten, als es bei uns üblich geworden. Kurz: die Festlegung von Silvester und Neujahr, wie wir sie gewohnt sind, kann dem heutigen Menschen, der ja über so viel historisches Wissen verfügt und auch sonst so unjählich geistig ist, recht willkürlich dünken.

Wie erscheint die Jahreswende aber im Lichte einer vertieften und innerlich lebendigen Betrachtungsweise, die im Sinne Goethes von „anschauernder Urteilskraft“ getrieben ist?

Für sie wird die Jahreswende objektiv und von bloßer Tradition unabhängig begründet gerade durch den Ort, den sie im Jahreskreis inne hat. Denn Silvester-Neujahr steht in der Mitte zwischen dem heiligen Abend und dem Tag der Drei Könige, bildet gleichsam die Achse der Zeit, die auch genannt wird die Zeit der heiligen dreizehn Nächte.

Zwischen zwei Bildern, deren jedes eine Welt umschließt, und die wie Pole sich gegenseitig tragen, hält Silvester die Waage und ist wie die Türe zwischen zwei Räumen. Der eine Raum, den wir an dieser Schwelle gerade verlassen wollen, er zeigt uns die Krippe mit dem Kind und der Jungfrau-Mutter. Wo sind wir, wo ist der Mensch in diesem Bild? Ihn vertreten die Hirten, die Engel vom Felde riefen, da sie schlafend unter ihren Herden lauen. — In dem andern Raum, den unser Fuß zu Silvester betreten will, schauen wir wieder die Krippe mit dem Kinde und der Jungfrau-Mutter. Wo ist hier der Mensch? Er ist da in Gestalt der drei Könige, die dem Sterne gefolgt sind.

Zwischen Hirten und Königen steht sich der Mensch geteilt zur Jahreswende! — Wer dieses Bild lebendig in seiner Seele hält, hat einen realen Inhalt zu einer sinnvollen Silvesterfeier und kann von ihm Kraft empfangen, die richtungswegweisend, zielvoll sein Leben im kommenden Jahre innerlich trägt.

Denn dieses Bild ist keine „Allegorie“, die durch abstrakte Bezüge ins Andeutende ist; es ist zu lebensnah, zu tief der Wirklichkeit verbunden, als daß kein Inhalt verstandesmäßig erschöpfbar werden könnte. Es ist realer Ausdruck eines Geschehens sowohl in der Menschheitsgeschichte wie auch im Werden des einzelnen Menschen.

Die Hirten — sind sie nicht Träger der Vergangenheit des Menscheneinzelnen? In vielen weiten Reiterkreisen hat die Menschheit den Weg durchgemessen von Ader, Feld, Selt und Tieren hin zu Haus und Stadt und — Maschinen. Ein tiefer Wandel des menschlichen

Bewußtseins hat sich auf diesem Wege vollzogen. Die naturnahen Hirten, den Elementen selbstständig verbunden, lebten in Traum und Schlaf das Leben der Erde, der Sonne und Sterne viel inniger mit, als uns heute begrifflich scheint. In traumhaftem Schauen schufen sie Mythen und Märchen, denen der erwachene Verstand heute widerstrebt, die aber zu allen Zeiten die Kinderherzen unmittelbar erreifen werden. Vor allem erfüllte die Hirten ein „Gruppen-Bewußtsein“, in dem das Bewußtsein des einzelnen Hirten „aufgehoben“ und abgezogen war. Ein naturursprüngliches und damit schöpferisches, gemütsreifes, religiöses Element durchdrang und trug das ganze Hirtenleben.

Längst ist die Menschheit — vor allem die europäische — diesem Zustand entwachsen. Sie träumt nicht mehr die weichen Mächte der Natur; sie nützt sie zweckvoll als mechanische Kräfte und beutet sie aus. Keine naturnahe, selbstsicherer Intuitione leiten mehr den heutigen Menschen, der taumelnd verliert. Der einzelne Mensch ist zu sich selbst erwacht, will Persönlichkeit, Individualität und Ich-Mensch sein. Der Gegenwarts Mensch will in erster Linie wissen und glaubt im Grunde nur, was er weiß.

Den Weg in die Zukunft — ihn zeigen an die weisen Könige. Sie sind vom Wissen zur Weisheit durchgedrungen, von der Logik zum Logos, von der Sophistik des Verstandes zur Sophia einer höheren Vernunft. Sie haben die Verlassenheit des einzelnen Ich-Menschen hinter sich, seinen törichten Egoismus; gemeinsam folgen sie in einem Stern, dem wahren Gao, das eine neue, höhere Gemeinschaft begründet.

Von den Hirten zu den Königen strebt die Menschheit.

Vom Hirten zum König, vom Kinde zum Weisen drängt es aber auch den einzelnen Menschen. Er will aufwachen, zu sich selbst erwachen und sein Ich finden. Er will aber auch über sich selbst hinauswachen und in seinem Ich die Menschheit finden.

Hirte und König leben jedoch auch in Gleichzeitigkeit in jedem Menschen. Goethe deutet darauf mit dem Wort: Ein reines Herz und arde Gedanken, das ist es, was wir uns von den Göttern erbitten sollen. Jedes Menschenherz ist ursprünglich ein „Hirte“, der in Demut beten will. Und jeder Mensch kann sich erziehen, im Denken seines Kopfes mitvoll arde, umfassende, königliche Gedanken zu ererben.

Vor falschem Hochmut bewahrt sich der Mensch, der Herzensdemut der Seele zu einem weis mit Sturmut im Geiste.

Denn Hirten und Könige finden sich gemeinsam an der Krippe, die das Kind birgt, das auch „der Menschensohn“ genannt wird. Beide verehren es, jene im andachtsvollen Gebet, diese im dankenden Opfer.

Steinmeiers bleiben zu Hause

Von Edith Maria Weiser

„Liedling“, sagte Herr Steinmeier zu seiner Frau, „Liedling, du bist doch sicher einverstanden damit, daß wir dieses Jahr am Silvesterabend zu Hause bleiben. Schau, es war ein so schlechtes Geschäftsjahr, die wirtschaftliche Lage ist nicht so, daß wir es mit Pauken und Trompeten begraben. Viel besser, man geht in aller Stille über sein Ende hinweg. Das siehst du doch ein, nicht?“

Und Frau Steinmeier sagte ja. Ganz im Inneren fand sie, daß man erst recht feiern mußte, daß dieses schlechte Jahr zu Ende und ein neues besseres am Anfang war. Wie gern hätte sie ihr neues Abendkleid einmal ausgeführt!

So bestellten sie also keine Theaterkarten, nahmen keine Einladung an, reisten nicht, wie sonst immer, ins Gebirge. Sie sagten ihren Freunden, daß sie am Silvesterabend zu Hause bleiben und schlafen gehen wollten und merkwürdigerweise sagten die meisten ihrer Bekannten dasselbe. Nein, der Reiz dieses Jahres war nicht zum Feiern geeignet.

Der Silvesterabend kam heran. Zeitiger als sonst verließ Herr Steinmeier das Büro. Schnee fiel in dichten Flocken, alle Menschen hatten fröhliche Gesichter, von der Schneelust gerötete Wangen, glänzende ermunternde Augen. Alle hatten es eilig. Autos sanken vorüber, Herren mit kleinen weißen Fätschen hasteten vorbei, Frauen lächelnd verheißungsvoll. — — — Herr Steinmeier kam sich unter der festlichen geschäftigen Menge ganz verlassen vor.

Seine Frau würde sicher auch noch unterwegs sein. Um die Zeit totzuschlagen, trat er in ein größeres Feinstoffgeschäft ein, in dem die Menschen sich vor den Verkaufspulpen drängten. Er entschied sich für eine Flasche Rotwein, eine Dose Hummer und Konfekt. Nora sollte es doch auch ein bisschen nett haben heute.

Vor der Haustüre traf er mit seiner Frau zusammen. Ihr hübsches Gesichtchen war frisch und rosa, die Augen glänzten, in der Hand trug auch sie ein Bündchen in weißem Seidenpapier. „Ich dachte, wenn mir so allein wären, sollten wir es doch auch ein bisschen nett haben.“ Sie war eine vernünftige kleine Frau, die gute Wiene zum bösen Spiel machen konnte.

Das Mädchen trug das Abendrot auf und verschwand eilig, sie feierte nicht im stillen Heim. Das Telefon klingelte. Herr Steinmeier ging an den Apparat. Wiedemanns fragten an, ob sie nicht auf ein Stündchen herüberkommen könnten, so ein Silvesterabend allein zu Hause sei doch zu trostlos. Herr Steinmeier meinte, da nun doch eine Flasche Rotwein und Hummer im Hause wäre, ginge es ja ganz schön.

Er war noch nicht ins Wohnzimmer zurückgekehrt, da klingelte das Telefon aufs neue. Familie Bergius — Mutter, Sohn und Tochter — fragten an, was denn die lieben Steinmeiers heute unternahmen? Es sei doch gar so trostlos zu Hause und ob man nicht da oder dort zusammen sein könne. Herr Steinmeier mußte sie wohl oder übel bitten, dann doch besser herüberzukommen.

„Die Flasche Wein wird nicht reichen“, meinte er betrübt zu seiner Frau. „Ach, dann spring doch schnell hinunter zum Wirt“, rief Nora. „Da bekommst du doch sicher alles, was wir brauchen!“

Herr Steinmeier sprang hinunter zum Wirt. Der Wirt hatte nur noch sehr teure Weine oder Sekt. Da es nun doch schon egal gleichgültig war, nahm Herr Steinmeier Sekt. Als er wieder nach oben kam, hatten Hoffmanns, Wüllers und Wedekinds sich angeeignet, weil es allein zu Hause so trostlos sei. Nora war entsetzlich aufgeregt. Da das Mädchen fort war, mußte sie nun alles selbst machen. Tisch decken, Gläser noch einmal auswischen, Konfekt in Schalen ordnen, das neue Abendkleid anziehen.

Herr Steinmeier mußte noch mehr Sekt holen, mußte Eis besorgen, das Konfekt reichte nicht, Stühle mußte er schleppen, Geschirr herbeibringen, und schließlich erklärte Nora, nun müsse sie sich aber wirklich anziehen und ließ ihn allein. Er mußte den Tisch fertig decken, Papierervietten falten, Blumen in Vasen verteilen, Konfektordosen aufmachen, Teewasser aufstellen, den Hummer auf eine Glasplatte anrichten, Brot schneiden.

Als die Gäste kamen, war er in Schweiß gebadet und hatte nicht einmal Zeit gefunden, einen reinen Krug umzulegen. Nora erschien strahlend, frisch gebadet, gepudert, in einem neuen Abendkleid.

Die Gäste waren begeistert: „So lieb von euch!“ „Mein, wie reizend!“ „So schnell, so in letzter Minute und so nett!“ „Dah ihr euch so viel Mühe gemacht habt!“ „Aber diese großartigen Vorbereitungen.“ „Aber ich bitte euch“, sagte Nora großzügig, „es war doch gar keine Arbeit!“ Herr Steinmeier sagte gar nichts, er war noch zu sehr außer Atem. Die Gäste hofften, daß es nun recht animiert werden würde. Und es wurde so.

Um halb zwölf war die Hälfte des Sektes ausgetrunken. Um dreiviertel zwölf fanden die Herren, daß man nun unbedingt einen Funfz brauen müsse, wobei Herr Steinmeiers Vorräte sehr in Mitleidenschaft gezogen wurden. Um zwölf Uhr wurde das Licht ausgemacht, alle tranken miteinander an und riefen „Prost Neujahr!“ Um zwölf Uhr fünf zeigte es sich, daß Frau Noras neues Kleid einen riesigen Funfzleck abbekommen hatte. Außerdem

hatte sie einen kleinen Schwips. Um halb zwei mußte Herr Steinmeier noch einmal Sekt holen. Um drei Uhr schickte die alte Dame vom ersten Stock herauf, man möge doch den Lautsprecher abstellen oder wenigstens aufhören zu tanzen.

Die Wohnung gleich einem Trümmerfeld. Nora weinte, weil nicht nur ihr neues Kleid, sondern auch der seidene Bezug des Sofas Flecken aufwies.

Als am Neujahrsmorgen um elf Uhr Herr und Frau Steinmeier, blaß, übernünftig, verkümmert, sich am Frühstückstisch gegenüber saßen, zog Herr Steinmeier im stillen die Bilanz: so und so viele Flaschen Sekt, die Vorräte, der Hummer, die Konjerven, Konfekt, Würstchen, Kleid chemisch reinigen, Blumen für die alte Dame von unten, Sofa frisch beziehen, drei zerbrochene Kristallgläser, zwei Sektflasche —

Silvester-Gespräch

Von Hanns Brimm

Aromatisch hing der Duft des frischgebrauten Punsch aus den tiefgeschliffenen Gläsern, die in den silbernen Hockern saßen. Seeben waren die Glöckchen verklungen, die das neue Jahr eingeläutet hatten. Etwas bedrückt, so schien es, hingen die Teilnehmer an dieser Tafelrunde ihren eigenen Gedanken nach.

„Viele summt das Wasser in dem reich ziselierten Samowar, während durch die auf- und abflackernden Kerzen die auf dem Tisch stehende Punschflasche einmal wie ein Riese und dann wieder wie ein Zwerg auslief.“

„Ihr seid ja alle so still geworden, Freunde!“ sagte die blonde Frau, indem sie sich an dem Samowar zu schaffen machte.

„Wir denken über unsere Sünden nach,“ versuchte ein großer breitschultriger Mann zu scherzen.

„Haben Sie nicht das Bedürfnis, Doktor, sich zu erleichtern? Wollen Sie nicht durch eine reuevolle Beichte das neue Jahr gleichsam mit einer guten Tat beginnen? Und ich hoffe,“ so klang die helle und wohlklingende Stimme der Gastgeberin etwas ironisch, „daß bei Ihrer Erzählergabe Ihre Beichte uns nicht langweilen wird.“

„Wenn eine schöne Frau Männer bittet, kann man natürlich nicht widerstehen,“ entgegnete galant der Doktor. „Aber nur unter einer Bedingung: Nach mir muß noch einer von uns beichten.“

„Gut,“ sagte wieder die Frau, während die Männer stumm um den Tisch herumhingen, an ihren Zigarren kauten und gleichsam uninteressiert in das Halbdunkel starrten. Das die Kerzen hervorbrachten.

„Es war in Göttingen,“ so begann der Doktor. „Ich stieg bei dem alten Fux ins Examen und er ließ mich glatt durchrasseln. Nahe schwer ich dem Professor an diesem Abend, und der Tag, wo ich ihm das vergelten konnte, kam. Silvester feierte ich bescheiden in einer Vorstadtstraße, der ein Tanzsaal angegliedert war. Wer wäre erkrankter gewesen als ich, als gegen Mitternacht der wegen seines roten Spitzbartes berühmte Professor Fux, von dem der kassamische Duft mehrerer Grosas ausströmte, auftauchte und seine Extravaganz damit erneut unter Beweis stellte. Kaum hatte Fux mich erkannt, als er auch schon auf mich zuwies, mich zu einer klaren französischen Studentenwaffens, das Bismarck so gerne trank, einlud. Sie lenken ja alle zur Genüge akademische Sitten. Kurz: gegen 4 Uhr fanden fünf Rollen auf dem Tisch. Fux war fortdal und erzählte von der Güte seines Grundlages, jeden zum ersten Male in ein juristisches Examen steigenden Studenten durchrasseln zu lassen. Dadurch, so dozizierte er, werde der Ehrgeiz den künftigen Richtern und Anwälten besonders gestärkt.“

Inzwischen begannen die Robolde des Alkohols ihr Spiel bei Fux. „Sind Sie nun der Studiolus Dibelius oder Johann,“ fragte er mich streng. Johann nannte er seinen Diener. Mich durchzuckte ein teuflischer Gedanke: Ich bin Johann, entgegnete ich, während ich mich im Saale umschah, der sich bedeutend geleert hatte.

Dann ziehe mich aus, war die barische Antwort, und als Fux sein Nachhemd unter den Stühlen des Tanzsaales zu suchen begann, war meine kleinliche Nahe vollkommen.

„Doktor,“ sagte in die Stille hinein die Frau, „wir absolvieren sie. Wir sprechen Sie deshalb los, weil Sie bereuen, und weil Ihnen der alte Mann heute leidt.“

„Und da ich gleichfalls der Konferenzler in dieser Gesellschaft bin,“ so sagte die blonde Stimme weiter, „fordere ich untern Professor Wolff auf, ebenfalls ein Silvestererlebnis zu schildern.“

Der Professor wollte sich zieren, aber auf ein ermunterndes Kopfnicken des blonden Kopfes hin begann er: „Es war der Silvestertag des Jahres 23. Ich verbrachte ihn bei meinem Freunde Max in Saarbrücken. Sie wissen: das Saargebiet war damals, obwohl es sogenannte „Völkerverbundland“ war, reiflos von den Franzosen besetzt und beherrscht. Die deutsche Währung wurde beseitigt und die französische Frankenswährung eingeführt. Französische Schulen wurden eingerichtet, obwohl es gar keine Schüler für sie gab. Die Schulleute erhielten Uniformen in fremdem Stil. Kurz: die Bevölkerung eines deutschen, urdeutschen Landstriches sollte romanisiert werden.“

Als Clou dieser Franzosierungsmethoden hatte sich die völkerverbundliche Saarregierung, die

bei Lage der Kräfteverhältnisse vollkommen unter dem Einfluß des Quai d'Orsay stand, die Einführung der westeuropäischen Zeit gedacht und sie hatte der Bevölkerung kundgetan, daß sie die Jahreswende um eine Stunde früher zu feiern habe, wie dies bisher üblich gewesen sei. Die Bevölkerung las diesen Anschlag der ihr aufgezwungenen Regierung.

Nachts um zwölf Uhr französischer Zeit begann der französische Präsident der Saarregierung in dem Saarbrücker Schloß seine Neujahrsfeier, an die sich eine Gratulationscour anschloß. In den Bergmannsdörfern feierten die französischen Ingenieure der offizierten Gruben. In den Kasernen jubilierten die Clairons der Poilus. Die Quartiere der deutschen Bürger des Saargebietes, der Arbeiter, Beamten und Angestellten, aber blieben stumm. Erst als die vielen Neujahrsküsse der Franzosen getauscht waren, als die Ehrenkompagnie von dem Schloß abmarschiert war, als die erste Stunde des neuen Jahres nach französischer Zeitrechnung bereits vorüber war, da wurden die Fenster der Bevölkerung hell.

Da öffneten sich die Balkone, da knallten die Frochschlangen in die Luft, da klangen die Gläser der Unterdrückten und ein einzig Geschrei von „Proit Neujahr“ hallte durch die Städte und Bergmannsdörfer des Saargebietes. Erst in dem Augenblick, wo die Deutschen rechts des Rheins das neue Jahr begrüßten, feierten es auch die Deutschen an der Saar, trotz ihrer Völkerverbundregierung und ihren Geboten. — Darum hebt,“ so schloß der Professor, „Euer Glas zu Ehren und auf das Wohl dieser Brüder, die recht bald wieder mit uns vereint sein mögen!“

Theateranekdoten

Von Alfred Auerbach

Konkurrenten. Zwei Schauspieler tritten darüber, wer von ihnen am glaubhaftesten eine Sterbezene spielen könne.

„Was wollen Sie sagen, sprach der eine, „ich habe jüngst den Attinghausen gespielt und die Presse hat meinen Erfolg festgestellt. Die Tageszeitung schrieb: „Besonderes Lob verdient Herr Schrader; so lebendig, wie er, ist noch kein Attinghausen gestorben.““

Die Frau Direktor. Ein Schauspieler erzählte seinem Direktor, daß er aus seinem letzten Engagement gegangen sei, weil die Frau Direktor mit ihm durchbrennen wollte. Der Direktor sprach: „Halten Sie es für eine Empfehlung, wenn Sie erzählen, daß Sie das nicht getan haben!“

Der Darsteller: „Aber, Herr Direktor, was würden Sie denn sagen, wenn ich mit Ihrer Frau Gemahlin durchbrennen würde?“ Der Direktor antwortete: „Glückliche Reise!“

Karriere

Eine Silvestergeschichte

Von Steffi Landt

„Sagen Sie dem Aufnahmeleiter, daß ich für heute genug habe. Sagen Sie ihm, daß ich nicht die Absicht habe, die Silvesternacht im Filmatelier zu verbringen. Sagen Sie ihm, daß er sich in der nächsten Szene einen Double besorgen kann. Sagen Sie ihm...“ Der Rest ging in dem Raseln und Fauchen des davonausgehenden Wagens unter.

Ted war sehr schlechter Laune. Es war fast zehn Uhr und er hatte so vielen Menschen versprochen, vor Mitternacht noch bei ihnen zu sein. Wenn er wenigstens zu Graces Gesellschaft zu rechte wäre... bis zur Stadt war es noch eine gute halbe Stunde.

„Berd...!“ Ted stoppte mit einem Ruck. Mitten auf der Straße, von den Scheinwerfern des Wagens grell beleuchtet, war eben eine schmale Gestalt zu Boden gesunken. Ted stieg aus, neigte sich über die Reglose. Es war ein Mädchen, ein ohnmächtiges Mädchen... Ted stand ratlos da, wußte nicht, was er machen sollte.

Es hat sich doch alles gegen mich verschworen, ich werde niemals rechtzeitig bei Grace sein können, dachte er. Was sollte er mit der fremden Dame anfangen? Sie nach Hause bringen? Gut. Aber wo war sie zu Hause? Auf der Erde lag ein Ledertäschchen. Er öffnete es ätzend und fand nach einigem Suchen einen Brief an Fräulein Marjorie etc. etc. etc. Ted überlegte nicht mehr, selbstverständlich würde er die Fremde in ihrer Wohnung abliefern.

Als er sie behutsam aufhob, um sie nach dem Wagen zu tragen, fiel das kleine Mähdchen, das ihr Haar bedeckt hatte, zu Boden und Ted konnte nun ihr Gesicht ganz deutlich sehen. Es war ein zartes Gesichtchen unter weichen braunen Haaren, mit einem schmalen Mund, einer feinen geraden Nase. Die Dame mußte noch sehr jung sein.

Ted betete sie, so gut er konnte, im Wagen und fuhr los. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick hinter sich. Die Dame war noch immer bewußtlos. Ich werde später zu Grace kommen, dachte er. Aber... was will ich eigentlich bei ihr? Sie war verliebt in ihn, wie alle anderen, in den schönen berühmten Mann. Nein, er würde den heutigen Abend allein verbringen. Er fuhr schneller. Die vollkommene Reglosigkeit des Mädchens hinter ihm machte ihn besorgt.

Endlich hielt der Wagen vor einem Mietshaus. Ted klingelte, gab dem erkannten Pfortner ein hohes Trinkgeld, trug Marjorie vorsichtig drei Treppen hinauf. Er läutete an

der Wohnungstüre. Niemand kam. Was tun? Das Mähdchen fiel ihm ein. Er fand den Schlüssel, sperrte auf, tastete nach dem Licht. Durch ein Vorzimmer trug er Marjorie in einen kleinen und sehr gut eingerichteten Salon. Er legte sie auf eine Couch und sah sich um. In einer Ecke des Raumes war ein Tisch gedeckt, feierlich, weiß und Silber... weiße Rosen in einem Kristallglas. Aus dem Sektflügel ragte der Hals einer Flasche... Sors d'ouvres... Braten... Salate... Konfekt. Hier wurde jemand erwartet. Auf einmal hatte Ted das durch nichts begründete schöne Gefühl, als würde er in diesem kleinen Salon erwartet. Er und sonst niemand... Ted eilte auf das Lager zu. Marjorie hatte die Augen aufgeschlagen in der Wärme des Bettes. Sie sah Ted an und begann sich... lange. Ihre Augen waren groß, fast zu groß, in dem schmalen Oval des Gesichts.

Und aus diesen Augen rollten zwei große dicke Tränen. Große Tränen, dachte Ted mit Mühsung, nicht Filmtränen... Dann öffnete sie die Lippen: „Wer sind Sie?“

Ted hätte sie umarmen mögen... wie lange würde er, der Verführte, das nicht mehr gefragt! „Ich heiße Ted und habe Sie auf der Landstraße gefunden. Kann ich irgend etwas für Sie tun? Soll ich...?“

Marjorie ergriff seine Hände: „Bitte, bitte, gehen Sie noch nicht, lassen Sie mich nicht allein.“ Sie hatte sich halb erhoben, ihre Blicke fielen auf den gedeckten Tisch. Sie sah ihn an... erkannt, als begriffe sie nicht, wie dieser feierliche Tisch in ihre Wohnung käme... „Sonnieren Sie doch mit mir“, sagte sie fast gegen ihren Willen.

Ted überlegte nicht einen Augenblick. „Gerne“, sagte er, nahm den Hörer des Telefons ab und verlangte Graces Nummer. „Bitte lagen Sie, daß ich heute nicht mehr komme. Ja, ich bin es.“

„Es ist nur eine Kollegin“, sagte er und fügte in einer plöblichen Eingebung hinzu: „... aus dem Geschäft. Ich bin nämlich Verkäufer in einem eleganten Modengeschäft.“ Die fremde Dame sah ihn an. Dann: „Nein, daß Sie absagen. Sie sind im Frack, ich will mich umziehen.“

Marjorie trat wieder ein. In weißem Kleid aus glänzender Seide, das ihre zarte Gestalt fest umschloß und dann in weiten Falten bis an die zierlichen Knöchel ihrer Beine reichte. „Donnerwetter!... Ja, das sah ja ganz anders aus! Die Dame vor ihm war kein schüchternes kleines Mädel, das war ja eine Frau von einer seltenen und außerordentlichen Schönheit.“

„Kommen Sie, ich habe Hunger.“ Marjorie war ganz große Dame und Ted verstand die Situation immer weniger. Aber er wollte sich die Stimmung nicht verderben lassen. Bald knallte ein Sektproppfen und zwei Gläser klangen aneinander.

Irgendwo begann eine Uhr Mitternacht zu schlagen. Sein Sektglas in der Hand erhob sich Ted und ging zu ihr. Sie erhob sich auch. Und weil sie gerade unter einem Mittelsteg standen, und weil es so Sitte ist, und auch, weil Ted sich nach der Frau in weißer Seide schaute, schloß er sie in die Arme und küßte ihren Mund.

Wühlend hatte er das Gefühl, als würde die Türe geöffnet. Blühschnell drehte er sich um... An der Türe stand ein Mann, in schwarzem Mantel, Mäse vor dem Gesicht. Teds Gedanken wirbelten durcheinander. Eine Halle... der Mann hatte einen Revolver unter dem Mantel. Marjorie klammerte sich an ihn: „Ted!“ schrie sie und warf den Kopf zurück. „Ted! Ted!“

Der verummunte Mann hebt den Arm. Ein kleines trodenes Geräusch. Die Pistole muß versagt haben. Ted riß sich los, wollte dem Mann nach, aber der war schon zur Türe hinaus und verschwunden.

Marjorie lag zusammengekauert auf der Couch und weinte vor sich hin. Ted küßte ihre Augen. Er küßte ihren Mund.

Es war der 1. Januar, 12 Uhr mittags. Ted lag noch zu Bett. Gott sei Dank, heute keine Aufnahme. Außerdem war er guter Laune. Er öffnete die Neujahrsummer der „Moring Biss“... blätterte mechanisch in dem Blatt... aber seine Gedanken waren bei dem gestrigen Abend... waren bei einem Rätsel, das er lösen wollte.

In großer Aufmachung zwei Photos... Auf dem einen Bild hält er eine Frau in seinen Armen... klein und schmal, in weißer Seide... Auf dem anderen klammert sich dieselbe Frau an ihn, wirft den Kopf zurück, den Mund weit zu einem Schrei geöffnet.

Marjorie! Ted las unter den Photos... in letzter Minute gelang es unserem Bildreporter Vivian K. zwei Bilder aus dem nächsten Ted-Film zu bringen... ist seine Partnerin... sie wurde von unserem Ted selbst entdeckt... „Sie ist hübsch...“ murmelte Ted vor sich hin, „ich kann stolz auf meine Entdeckung sein... wirklich begabt... dieses Mädchen...“

Er lächelte halb traurig und halb belustigt: „Sie ist jedenfalls besser als ich... na ja, das neue Jahr hat ja gut angefangen.“

Wenige Minuten später wurde Vivian K. in der Redaktion der „Moring Biss“ aus Telefon verlangt. Vivian, diesmal ohne Mäse, ohne photographischen Apparat... „Ja...?“

„Morgen, Maggie. Gut geschlafen? Fein, was? Er hat dich angereizt? Gratuliere, mein Liebling. Aufnahmen schon nächste Woche? ... Ich bin in einer Stunde bei dir... Wiedersehen. Du, Maggie, findest du nicht, daß das neue Jahr gut angefangen hat?“

Neujahr / Von Ludwig Sulda

Aus des Werdens unerforschtem Grunde
Abgesandt zu vorbestimmtem Lauf
Steigt beim Glockenschlag der Heisterstunde
Schicksalsvoll ein neues Jahr her auf,
Steigt herauf, nicht nach Urväterstunde
Froh begrüßt mit hellem Gläserklang;
Seines Eidenwandels erstem Schritte
Winkt kein jubelnd festlicher Empfang.

Nur die scheue, die beklommne Frage
Schwebt im Kreis, von Mund zu Mund gebacht:
Werden seine noch verhüllten Tage
Denen gleich sein, die hinabgeracht?
Friedlos, lichtlos einer nach dem andern?
Wird ein Volk in fortgesetzter Pein
Wunden Fußes, wunden Herzens wandern
Durch der Wüste starres Felsgestein?

Aber horch. Die Glocken sind verklungen;
Dennoch, welch ein wunderbarer Laut!
Haben Engel sich herabgeschwungen?
Tönt ihr frommer Lobgesang so traurig?
Nein, nicht Hymnen sind es, nicht Choräle,
Deren Zauber uns gen Himmel zieh:
Auf geharnen Saiten untrer Seele
Spielt die Hoffnung ihr unsterblich Lied.

Und in mitternächtig tiefem Dunkel,
Und in mitternächtig tiefer Not
Weckt dies Lied ein dämmerndes Gefunkel,
Weckt dies Lied ein erstes Morgenrot.
Zerharboden wird uns zum Alzare,
Wille, der Unmögliches vermag,
Wird zum Eidschwur, und vom neuen Jahre
Fordern mutig wir den neuen Tag.